

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 276.

Freitag, 26. November.

1915.

(24. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Müß.

Es waren nur zwei Tische besetzt. An einem saß ein auf Einkäufen Station machender Bauer, dessen fetter, kurzbeiniger Gaul draußen schon unruhig am Wägelchen zerrte, und am zweiten ein fremder Gendarm, der wohl die Grenze abtritt.

Wo Triimpe gesessen, stand eine leere Flasche Wein und ein Teller mit gerösteten Semmelresten und Kaviarspuren. Herbert setzte sich an einen kleinen Tisch seitwärts vom Schenktisch und bestellte sich erst einmal einen heißen Bordeaux. Er wollte etwas Wärmes essen, weil er nun doch zuhause sein Abendbrot veräumte. Groß war die Auswahl nicht, aber er verlangte noch allerlei Zutaten, die Zeit in Anspruch nahmen. Es lag ihm offenbar daran, seinen Besuch auszuzeichnen.

Triimpe schlug dies und jenes Thema an, auch von dem Fest übermorgen, von dem schon ganz Hünf-Hügelchen spräche, und wie er darauf brenne, Madame V. wiederzusehen, mit der er eine Saison in Karlsbad so vergnügt verlebt hatte. Madame V. sei damals jung verheiratet gewesen und habe nur den Winter vorher ihre ersten großen Triumphe gefeiert. Jetzt sei sie vielleicht gar zu berühmt, sich seiner noch zu erinnern, aber jedenfalls, er freue sich auf sie. Herbert gab nicht viel Antwort. Er hatte sein Portefeuille vorgenommen und rechnete und notierte dahinein, und sagte dann immer, die Unterhaltung abbrechend: „Sie entschuldigen, lieber Triimpe, ich bin sehr in Geschäfte verwickelt, die keinen Aufschub dulden — Sie wissen, auch meine Erholungstouren sind keine eigentliche Trennung von der Arbeit.“

Er sagte dies in den verschiedensten Variationen, bis es Triimpe auf die Nerven fiel und er sich sehr plötzlich verabschiedete, als Herbert eine Schüssel nach der andern in kurzen Pausen serviert wurde. Der Abschied war vonseiten Herberts wärmer als die Begrüßung.

Als weiter verließ der Gendarm die Schenke, und nur das Bäuerlein hüllte sich noch vor dem Ausbruch in seine Knastwolken. Nach einer Viertelstunde war auch der fort.

Gleich als Triimpe gegangen, schritt Frau Deubenreiter langsam durch die Gaststube, schob einen Vorhang zur Seite und öffnete ein Fenster, als wünschte sie, daß das Lokal zu übersehen wäre, in dem sie jetzt bald mit Dr. Schrenn allein sein würde.

„Ein frischer Luftzug tut wohl — die Atmosphäre ist sticht genug“, sagte Herbert, als die junge Frau sich beim Öffnen des Fensters fragend nach ihm umsah.

„Es wird hier immer noch geheizt, als ob es Winter wäre, ob es draußen schon blüht ist gleich“, sagte sie.

„Ganz ungeheizt geht es hier draußen wohl auch noch nicht.“

„Nein — das Haus ist feucht und kalt bis in den Kunt hinein, aber man muß doch einen Unterschied machen! Ach, überhaupt das Haus hier . . .“

Frau Deubenreiter stellte sich an einen Stuhl vor Herberts Tisch und wartete, bis das bedienende Mädchen wieder in der Küche verschwunden war. Sie schien etwas auf der Seele zu haben, klappte mit den appetitlichen Händen auf der Stuhllehne herum, als wisse sie nicht recht, wie beginnen.

Herbert half ihr: „Was ist's mit dem Haus, was meinen Sie?“ Und während er langsam aß und in seinen Teller sah, vertraute sie ihm an, was sie bedrückte.

„Mir ist das Haus hier keine Freude mehr! Wenn man erst mal lange in der Stadt gewohnt hat, kann man nicht mehr so einsam leben.“

„Das dachte ich mir eigentlich, als ich Sie hier wieder sah. Aber warum stehen Sie denn, Frau Deubenreiter, wollen Sie sich nicht hinsetzen?“

Lene Deubenreiter setzte sich und bog den Kopf etwas über den Tisch zu Herbert hinüber, um leiser sprechen zu können.

„Es ist auch sonst so allerlei, was mir die ganze Wirtschaft arg verleidet. Jeder Gast, und ich meine besonders die feinen Herren, denkt, mit 'ner Witwe, die noch nicht graue Haare hat, könne er sich etwas erlauben, könne ihr freche Anträge machen. Ach, Sie glauben nicht, was man mir alles bieten zu können meint! Mancher läßt sich's Jahre lang nicht verbrießen — wie der Herr Triimpe. Er sieht, er erreicht nichts, aber er läßt nicht locker. Und grob darf man auch nicht werden — sie können einen ja so schwer schädigen. Er kommt fast immer nur beim schlechtesten Wetter heraus, weil er weiß, daß er dann so mehr der einzige ist . . .“

„Ja, man spricht sogar schon davon in Hünf-Hügelchen . . .“

„Sehen Sie . . .! Strecker hat mir das ja auch schon gesagt. Ich habe gedacht, es ist eifersüchtiges Gerade von ihm, weil . . .“

„Der stellt Ihnen auch nach — das habe ich längst gesehen!“

„Er quält mich mit seinen ewigen Heiratsanträgen.“

„Und warum heiraten Sie ihn denn nicht? Das wäre doch die beste Lösung . . .“

Herbert war mit seinen Hühnerknöchelchen zu sehr beschäftigt, um bei der Frage sein Gegenüber anzusehen, obwohl er Frau Lenes Blick lange auf sich ruhen ließ.

„Wir zwei passen nicht zueinander — er ist noch so ganz Bauer in all seinen Gewohnheiten und seinem Denken, es gibt mir immer 'n Stich, wenn ich ihn so hantieren sehe — und worauf er so wenig Wert legt . . .“

„Da könnten Sie doch viel ändern, wenn er Sie liebt — er ist ein stattlicher Mann.“

„Ja, das ist er, aber das allein macht's doch auch nicht. Und ändern? Mein Mann war ein gutmütiger Mensch, mit dem leicht zu leben war, aber zu ändern war der nicht mal, denn mir war auch so manches wider den Strich! Aber Strecker ist noch jähsornig da.“

zu — — Nein, nein, es geht nicht — und warum soll ich mich zwingen zum Unglück — — ein Glück würde es nicht werden.“

„Dann würde ich mir doch einen Verwalter suchen.“

„Das ist auch nicht so leicht. Streder ist großartig fürs Geschäft, und mit der Landwirtschaft weiß er glänzend Bescheid. Er hängt auch an dem Hof, als ob er ihm gehörte. Und mir ist hier alles' ne Gast! Da wär's doch am Ende besser, er bliebe und ich ginge.“

„Wenn da kein Hindernis ist.“

„Der Bub muß nun doch auch in die Schule, und aufs Dorf möchte ich ihn nicht schicken — er soll ordentlich lernen und etwas Anständiges werden — er hat ja auch mal Geld genug, als Einziger. Und er ist gescheidt — warum soll er nicht studieren, wenn er will.“

„Dann wollen Sie nach Hannover ziehen, zu Ihrem Vater zurück?“

„Das täte ich auch nicht gern. Wenn man selbständig gewesen ist, läßt man sich nicht gern in alles dreinreden. Und das tun die alten Leute doch immer. Ich ginge schon lieber wo anders hin. Wenn Vater mir etwas auszahlen wollte — mit meinem Mutterteil und was ich von meinem Manne habe, komme ich schwer aus, wenn ich nichts zuverdiene.“

„Haben Sie denn irgendwelche Pläne?“

Herbert war mit dem Essen fertig, er zündete sich seine Zigarette an, und als Frau Deubenreiter den Tisch leer machte, half er ihr und setzte auch einiges Geschirr hinter den Schrank.

„O, lassen Sie doch, Herr Doktor“, sagte sie, aber sie schien doch stolz darauf, daß es ihm widerstand, sich von ihr persönlich bedienen zu lassen.

Sie brachte dann noch die gewünschte kleine Kaffee- und Landwein und setzte sich wieder zu ihm.

„Ich habe so gedacht, ich miete mir in Fünf-Hügelchen eine hübsche Wohnung und vermiete möbliert an Studenten.“

„Dann werden Sie dieselben Sachen in Fünf-Hügelchen erleben, denen Sie hier entlaufen wollen. Dazu sind Sie noch zu jung und zu hübsch, Frau Lene.“

Zum ersten Male sahen sie sich etwas unsicher in die Augen und lachten sich an.

„Ja, was soll ich denn aber tun? So nur dasitzen, das frage ich auch nicht recht fertig, ich bin doch an Arbeit gewöhnt! Hätte ich genug Geld, dann kaufte ich mir eine von Ihren Villen — ich war in voriger Woche dort und habe mir alles angesehen. Ja, das gefällt mir schon! Da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: eine Wirtschaftsschule gründen, für junge Mädchen aus besseren Familien! — — In vielen Städten gibt's das schon längst, warum sollt es nicht auch hier gehen? Die Mädchen vom Lande könnten in voller Pension bei mir wohnen, die Fünf-Hügelchen jungen Damen könnten zu ihren Kursen hinauskommen. Ist der Plan so schlecht?“

„Nein, gar nicht! Aber wenn's Ihnen dort gefällt, will ich Ihnen noch einen Vorschlag machen: Sie ziehen vorläufig in die Parterre-Wohnung der Villa und übernehmen die ganze Verwaltung der Villenkolonie, die mich immer mehr viel unentbehrliche Zeit kostet. Wie wäre das? Da könnten Sie Beschäftigung genug haben und vorläufig ganz frei wohnen. Sagt Ihnen das nicht zu, so könnten Sie im Laufe der Zeit sich ja über Ihren Plan eingehender orientieren. Be-
hagt es Ihnen aber, dann bekommen Sie mit jeder neuen Villa mehr zu tun und beziehen außer freier Wohnung selbstverständlich ein entsprechendes Gehalt. So wie das da mehr wächst, muß ich mir doch einen Verwalter hineinsetzen, da wäre es mir doch lieb, einen Menschen zu haben, dem ich absolut vertrauen kann. Wie wäre das?“

Frau Lene schien ihre Bedenken zu haben. „Würden Sie nicht doch besser mit einem Manne fahren? Die Arbeiter denken schließlich doch, sie können mit einer Frau leichter umspringen.“

„Nun, ich würde ihnen schon hin und wieder die Manneskraft zeigen. Aber für das nächste Jahr

namentlich bin ich nach allen Richtungen hin so tief engagiert, daß ich mich nicht um jede Kleinigkeit selbst kümmern kann. All die Kleinigkeiten und die Vermieterei sind, glaube ich, ein viel besseres Feld für eine umsichtige Frau! Jedenfalls kommt es zunächst nur mal auf einen Versuch an. Ich baue Ihnen inzwischen eine Villa ganz Ihren Plänen untertan — handelseinig werden wir schon werden.“

„Ja, mit der Aussicht!“

„Sie kommen doch erst mal hier heraus, ehe die Sommerferien eintreten.“

„Ich tu's, ja!“

„Sie sollen es sich ein paar Tage überlegen — aber ich meine wirklich auch, es läßt sich nichts dagegen sagen. Die vier Parterrezimmer der Villa stehen jeden Tag zu Ihrer Verfügung, sobald Sie sich mit Ihrem Vater auseinandergehet haben.“

„Vater kann mich nicht halten, wenn ich fort will — ich habe es ihm damals gleich gesagt: für ewig ist das nichts für mich! Freilich, er sähe auch gern, daß ich Streder heirate, aber — na, ich werde schon mit ihm fertig werden, gleich morgen fahre ich hinüber.“

„Ist Streder nicht zu Hause?“

„Nein, aber er muß jeden Augenblick kommen, er ist weit über Land seit heute früh — nach Domeichen hinunter. Die Knechte liegen für ihn auf derauer — daß ich mich gut fühle!“ Sie lachten beide.

„Soldat Regiment führt der Herr Vetter?“ Herbert sah nach der Uhr und erhob sich.

„Ich erhalte also Nachricht von Ihnen in diesen Tagen?“

„Ich schreibe Ihnen sofort, Herr Doktor.“

„Das heißt im Rein-Falle! Bleibt es dabei, dann ist es wohl besser, wir reden gleich alles mündlich ab. Sie kommen einfach in meine Sprechstunde; von acht bis elf und von vier bis sechs treffen Sie mich immer an.“

Frau Deubenreiter wurde rot bis in die Haarwurzeln, aber sie sagte: „Gut, ich komme, es ist am besten so.“

Auf der Heimfahrt überdachte Herbert noch einmal die neue Angelegenheit und war mit dem Lauf, den die Dinge nehmen wollten, sehr zufrieden.

Erst mal Menschen in die Kolonie, das war die Hauptsache. Sobald man Leben merkte, war alles gewonnen. Die Frau Lene packte da gerade hinein. Er konnte sich auf sie verlassen — die war treu wie Gold!

Und wie taktvoll sie den ganzen Umgang mit ihm lenkte — wie eine große Dame — herrlich war sie, ein voller, feiner, prächtiger Mensch.

Sie würde ihm eine Stütze werden in manchen Nöten — er fühlte es.

Und warum sollte er nicht für sie tun, was er konnte?!

Ein schönes Haus würde er ihr bauen, ganz fein ausgestattet, und billig sollte sie es haben. Er wollte bei Gott nichts an ihr verdienen, aber es kam ihm vielleicht sehr gelegen, wenn sie das Baugeld hergeben könnte. Es mußte gebaut werden, darauf kam es an! Häuser und Menschen in die Häuser! Wenn er nur erst wieder weiter wüßte — es mußte ja doch ein Vombengeschäft werden; — Dina war freudig überrascht, daß Herbert so zeitig heimkam, ohne im Klub hängen zu bleiben.

Er hatte das Bedürfnis gehabt, seiner Frau über den Plan der Frau Deubenreiter aus der Waldschenke Mitteilung zu machen. Dina fand die Idee mit der Haushaltungsschule großartig. Noch neulich hätten bei Professor Meißner einige Mütter darüber geseufzt, daß ihre Töchter so wenig wirtschaftlichen Sinn hätten und vor allen Dingen unter der häuslichen Anleitung nichts ernst nähmen. Man hatte von Oberförstereien im Satz gesprochen, in denen jetzt hin und wieder junge Mädchen in die häusliche Praxis eingeführt würden — kurz, die Frau Deubenreiter würde wie gerufen kommen mit ihrem Plan und ihrem Institut.

Herbert war in glücklicher Stimmung, nahm seine Fiedel vor und geigte die Stunde lang, die Frau Dina noch im Hause für das Fest schaffen mußte. Bei der Fiedel kamen ihm noch so mancherlei strebende Gedanken, die er beim Schlafengehen auch mit Dina bereden wollte — es konnte ihnen beiden ja nicht fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lese Frucht. = 22

Über das Herz zu siegen, ist groß; ich verehere den Tapferen. Aber wer durch sein Herz siegt, er gilt mir doch mehr. Schiller.

Der Kaiser war bei uns.

(Aus einem Brief von der Ostfront.)

Als wir vor kurzem darüber sprachen, daß unsere Tage nunmehr wohl für einige Zeit in einförmiger Gleichmäßigkeit dahinfließen würden und wir dabei das Für und Wider des Stellungskrieges gegenüber den Vormarschkämpfen der verfloffenen Monate abwogen, dachte keiner von uns daran, welcher ein Festtag uns bevorstand!

Wahrlich ein hoher Festtag war es, der hier im Felde noch weit größere Bedeutung hat als in der Heimat! Der Kaiser kam zu uns an die Front, unser oberster Kriegsherr wollte uns sehen.

Ich will mich nicht mit der Schilderung der fieberhaften Tätigkeit aufhalten, die uns alle ergriff. Mit welcher Freude haben wir die Pforte aus Tannengrün gebaut und all die anderen kleinen Vorbereitungen getroffen, vor allem den eigenen äußeren Menschen mal gründlich vorgenommen, um uns in einen wenigstens einigermaßen paradefähigen Zustand zu bringen.

Um 12 Uhr mittags standen wir auf dem großen Platz (im Lager von Baranowitschi, in einem nach dem griechischen Glockenturm zu offenen Rechteck) zur Parade vor unserem obersten Kriegsherrn bereit. Neben dem mit Fahnen geschmückten Glockenturm erwarteten die Führer, Prinz Leopold von Bayern, Generaloberst v. Bohrsch, General Freiherr v. König, General v. Wehr und andere mit ihren Stäben Seine Majestät.

12 Uhr 15 Minuten nachmittags betrat der Kaiser den Platz. Die Musik setzte ein, das Gewehr wurde präsentiert, das Hurra erklang, und unser Kaiser schritt langsam, jeden fest ins Auge fassend, die Front ab.

Man muß den Blick des Kaisers einmal auf sich ruhend gefühlt haben, um zu verstehen, welche Macht von ihm ausgeht. Energie, Wohlwollen, Güte, alles spricht aus ihm. Man reißt sich unwillkürlich und fühlt sich zu jeder Leistung fähig.

Jedem der Beteiligten schlug in diesem Augenblick das Herz höher. Der lebhafteste Kanonendonner von der nicht fern Front trug dazu bei, uns allen die bedeutungsvolle Lage noch mehr zum Bewußtsein zu bringen.

Über 600 Kilometer trennen uns von der Grenze, die wir vor 1¼ Jahren überschritten haben, herrliche Siege und Erfolge, doch auch schwere und ernste Stunden, nicht für möglich gehaltene Anstrengungen liegen hinter uns; nun stehen wir tief drinnen in Feindesland, im Besitz des wichtigen Bahnknotenpunktes, an dessen Erreichung wohl der Kühnste nicht ernsthaft gedacht hatte, an der Stelle, von wo noch vor wenigen Monaten der damals allgewaltige Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch die russischen Armeen gelenkt hatte; wenn auch betrübten Herzens bei dem Gedanken an die dichten Gräberreihen der großen Schlachtfelder, und so manches einsame Kreuz, so doch den Blick klar gerichtet auf das große gemeinsame Ziel, ein jeder sich bewußt des kleinen oder größeren Teils, den das Vaterland von ihm verlangt nach dem Willen unseres obersten Kriegsherrn.

Auf dem linken Flügel der Parade standen die zur Belohnung mit dem Eisernen Kreuz Vorgeschlagnen. Die Glücklichen! Kann es für einen Soldaten etwas Schöneres geben, als vom Kaiser selbst diese höchste Auszeichnung zu erhalten? Nachdem Seine Majestät das letzte Kreuz über-

reicht und die Meldung des Ausgezeichneten, wofür er es erhalten, entgegengenommen hatte, trat der Kaiser in die Mitte des Biers und hielt eine Ansprache. Er verglich unsere Tätigkeit mit der unserer Kameraden an der Westfront und brachte uns Grüße von ihnen und aus der Heimat. „Die Taten des Landwehrkorps bei den Verfolgungskämpfen sind mit eisernem Griffel in die Weltgeschichte aller Zeiten eingeschrieben, würdig reihen sie sich den Taten der alten schlesischen Landwehr vor 100 Jahren an“. Dann hieß er uns unsere Kameraden im Schützengraben grüßen und forderte uns auf, durchzuhalten, bis wir den Feind auf die Knie gezwungen haben und ihm einen Frieden diktieren können, der unserer Opfer würdig ist.

Uns begeisterten Herzen scholl abermals ein dreifaches donnerndes Hurra über den Platz! Wohl ein jeder von uns leistete in diesem Augenblick innerlich aufs neue das Gelübde, unsere Pflicht bis zum letzten zu tun, durchzuhalten, und uns des Vertrauens unseres Kaisers würdig zu zeigen. Mancher, an dessen Spannkraft der Schützengrabenkampf schwerere Anforderungen stellt als Angriff und Verfolgung, schöpfte aus den Worten des Kaisers frischen Mut und Selbstvertrauen.

Dann kam der Parademarsch in Gruppenkolonne!

Vor dem Glockenturm, dort, wo der Jar oft und noch vor wenigen Wochen Nikolajewitsch gestanden haben mag, stand der Kaiser und ließ uns an sich vorbeimarschieren. Jeder gab her, was er hatte, ein jeder drückte die Knie durch, so gut er konnte. Das hat auch unser Kaiser gefühlt, und daß er mit uns zufrieden war, sprach aus seinen Augen und dem gnädigen Kopfnicken, mit dem er uns belohnte. Wie uns unsere Vorgesetzten nachher erzählten, hat der Kaiser seinen Freude Ausdruck gegeben, uns in solch vortrefflicher Verfassung zu sehen.

Nach einem kurzen Frühstück mit den anwesenden Führern verließ Seine Majestät Baranowitschi um 3 Uhr. Der Kaiserbesuch war zu Ende! Wir wissen, daß unser oberster Kriegsherr die Überzeugung mitgenommen hat, daß „wir im Osten“ eine eiserne Mauer bilden, die allen Versuchen der Russen, sie zu durchbrechen, standhalten wird. In Herz und Seele gestärkt, sehen wir der Zukunft entgegen: eine Armee, in der jeder Soldat freudig bereit ist, für Kaiser und Vaterland sein Leben zu lassen, ist unbeflegbar.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Unerschrockenheit im Kampf. Bei den Durchbruchversuchen des Gegners zeigte der Offizier-Stellvertreter Sachert von der 8. Kompanie des 10. (Königl. Sächsischen) Infanterie-Regiments Nr. 184 ein vorzügliches Beispiel von Mut und Entschlossenheit. Er war Führer des rechten Flügelzuges der Kompanie, der den sogenannten deutschen Sprengtrichter besetzt hielt. Sehr schwere Artillerie-Vorbereitung und Werfen schwerer Minen ließ darauf schließen, daß es die Absicht des Feindes war, an dieser Stelle in den Graben einzudringen. Trotz der in seinem Zuge eingetretenen Verluste hielt Offizier-Stellvertreter Sachert auf seinem Posten aus, beobachtete scharf den Feind, fand aber auch noch Zeit, die Verwundeten verbinden und die Verschütteten bergen zu helfen. Gleichzeitig mit Zurückverlegung ihres Feuers fehlten die Feinde zum Angriff an. Offizier-Stellvertreter Sachert ließ kaltblütig den Gegner bis an die Drahtverhaue heran kommen, wo er durch wohlgezielte Handgranaten vernichtet wurde. Auf dem rechten Flügel war es jedoch dem Feinde gelungen, Fuß zu fassen. Sachert erkannte sofort die gefährliche Lage, stürmte mit 8 Mann gegen den eingedrungenen Feind, und vertrieb ihn in kurzer Zeit aus der genommenen Stellung. Hierauf wurde die Trichterstellung von dem Gegner mit schweren Minen besetzt. Ungeachtet dessen leitete Sachert die sofortige Wiederherstellung des Trichters ein, wodurch es ihm gelang, den zweiten feindlichen Angriff gegen 9 Uhr 30 Min. abends an dieser Stelle abzuweisen. Trotz des die ganze Nacht andauernden Artilleriefeuers gelang es Sachert, die wichtige Verbindung nach beiden Seiten hin wiederherzustellen. Am nächsten Tage schlug er noch mit den größten Todesverachtung mit dem ihm verbliebenen kleinen

Häuflein seiner Leute einen dritten schweren feindlichen Angriff zurück. Für sein tapferes Verhalten erhielt er das Eisene Kreuz 1. Klasse.

In einem indischen Soldatenlager in Frankreich. Die folgende Schilderung eines großen indischen Truppenlagers in Südfrankreich findet sich im „Gaulois“: „Die indischen Truppen, die in Europa den letzten Schliff erhalten, bevor sie an die Front geschickt werden, sind auf dem Gebiet eines Herrenhofes in der Umgebung von Marseille untergebracht. Sowie man die schwere Gitterpforte dieses Landhofes hinter sich geschlossen hat, glaubt man sich in die bunte Welt indischer Märchen versetzt. Zu beiden Seiten der großen Schloßallee reißt sich Zelt an Zelt. Auf einem freien Platz vor den Zelten halten die indischen Soldaten eine Schießübung mit blinden Patronen ab. Die Männer, die auf dem Rücken ein gekrümmtes Messer tragen, ähneln im Typus der japanischen Klasse. Es sind Leute vom Stamme der Gurhas. Wir schreiten weiter und erreichen die Zelte der Sikhs. Es sind schöne Menschen, deren regelmäßigen Gesichtern nur wenig Mongolisches anhaftet. Sie sind eben dabei, ihre Hauptmahlzeit einzunehmen. Die Speisen sind von den Indern selbst genau nach den strengen Regeln der einzelnen Stämme und Sekten zubereitet. Sie essen sehr wenig Fleisch — meist Biegenfleisch. Im Umhergehen lernt man alsbald die seltsamen Gebräuche kennen. So erklärt einer: „Meine Frau in der fernen Heimat befolgt auch jetzt das Gebot, jede Mahlzeit zwei Stunden nach dem Gatten einzunehmen.“ Infolge des Zeitunterschiedes zwischen Europa und Indien muß demnach die daheim geliebte Ehefrau um 8 morgens aufstehen, um das Mittagmahl des vergangenen Tages einzunehmen. Nach beendigtem Essen sitzen die Sikhs in der Runde und rauchen schweigend ihre langen Pfeifen. In den Freistunden beschäftigen die Indier sich vielfach mit Kartenspielen, wobei sie großen Spieleifer an den Tag legen. Oft sieht man auch Gruppen ernster Männer, die sich schweigend um einen „Erzähler“ scharen, der in langen, eintönigen Sätzen Legenden aus der fernen Heimat vorträgt.“

Drei Tage in der englischen Stellung. In der Nacht vom 11./12. August ging Jäger Otto Garbel von der 2. Kompagnie eines Reserve-Jäger-Bataillons 2 Uhr 45 Min. vorm. zur Erkundung der englischen Stellung vor. Er gelangte an ein seiner Meinung nach nur schmales, frei auf dem Felde stehendes Hindernis, das er durchqueren wollte, um dann weiter nach dem englischen Haupthindernis zu gelangen. An einer durch eine Granate gerissenen Lücke kroch Garbel vor, als er plötzlich beim Schein einer Leuchtflugelei bemerkte, daß er sich bereits unmittelbar vor der feindlichen Stellung im Haupthindernis befand. Mittlerweile war es schon ziemlich hell geworden, und so beschloß Garbel, den Tag über liegen zu bleiben. Um bessere Deckung zu haben, kroch er im Hindernis noch wenige Schritte weiter links und legte sich in einen kleinen Graben, der nach den englischen Stellungen zu offen, nach der eigenen Seite zu noch innerhalb des Hindernisses verschüttet war. Bei Dunkelwerden kam etwa fünfzehn Schritte von Garbel entfernt ein 3 Mann starker Gorchposten an einer niederen Stelle über das 6—7 Meter breite Drahthindernis gestiegen und legte sich etwa 25 Schritt vor dem Hindernis in ein Granatloch. Ein Mann mit einem Stahlschild wurde noch etwas weiter vorgeschoben. Während Garbel noch überlegte, kamen englische Arbeiter, welche das Hindernis ausbesserten und das Granatloch, durch welches Garbel gekommen war, zuschütteten und darüber neuen Stacheldraht zogen. So war Garbel der Rückweg versperrt. Die Engländer arbeiteten bis zum Morgen, so daß Garbel gezwungen war, auch noch den nächsten Tag liegen zu bleiben. Während dieses Tages schlugen mehrfach dicht bei Garbel deutsche Granaten in den feindlichen Graben ein, die, nach dem Aufschreien zu schließen, gut getroffen haben mußten. In der folgenden Nacht versuchte Garbel, sich mit den Händen unter dem Drahtverhau hindurch einen Rückweg zu graben. Dies mißlang, da die Erde zu fest war, und so mußte Garbel noch einen dritten Tag in seinem Versteck zubringen. Garbel beschloß nun, in der nächsten Nacht unter allen Umständen zurückzukommen. Sobald der Gorchposten aufgezo-gen war, kroch er in dem oben erwähnten kleinen Graben auf die englische Stellung zu und ging dann aufrecht zwischen dem englischen Graben und dem Hindernis entlang bis an die Stelle, wo der englische Gorchposten das dort flache Hindernis überschritten hatte. Garbel tat so, als ob er das Hindernis prüfte. Auf einen Anruf aus dem englischen

Graben antwortete Garbel mit Murmeln, erhielt aber kein Feuer. Ungehindert überstieg er dann das Hindernis und warf seine Handgranaten auf den ihm den Rückweg versperrenden englischen Gorchposten. Die erste Granate versagte, die zweite hatte guten Erfolg. Das Krachen der Handgranaten und das Schreien der Engländer wurde von den Posten der gegenüberliegenden 3. Kompagnie bemerkt. Garbel ging nunmehr, so schnell es ihm seine Schwäche gestattete, auf den deutschen Graben zu. Gewehrfeuer von unserer Seite zwang ihn wiederholt, sich hinzulegen und sich vorsichtig kriechend zu nähern. Dann gab er sich durch Rufe zu erkennen, Garbel hatte drei Tage und zwei Nächte nichts gegessen und war derartig ermattet, daß er eine Nacht und einen Tag ununterbrochen schlief und erst am 15. August, abends, etwas zu sich nehmen und vernommen werden konnte. Jäger Garbel erhielt für den bewiesenen Schneid das Eisene Kreuz 2. Klasse aus der Hand des kommandierenden Generals. Garbel ist gebürtig aus Starsee bei Neustettin, letzter Aufenthaltsort Kiel.

Die Bedeutung des Amfelfeldes. Wieder einmal, wie in früheren Jahrhunderten so oft, wird das historische berühmte Amfelfeld in Serbien jetzt zum Kriegsschauplatz von weltgeschichtlicher Bedeutung werden. Zu beiden Seiten der von Süden her in die westliche Morawa fließenden Sitnica gelegen, ist dieses auf serbisch Kosovo Polje genannte Schlachtfeld das Quellgebiet des weißen Drin, des vielgenannten Vardar und der nicht minder bekanntgewordenen Morava. Rings von den schwer zugänglichen, schlecht befahrbaren und waldigen Gebirgen wie Schar, Kopanik, albanische Alben, umgeben, umfaßt es einen Flächenraum von etwa 50 Kilometer Länge und 5—20 Kilometer Breite, dem auch das unmittelbar benachbarte Metojabeden noch zugerechnet wird. Den einzigen wichtigen Zugang bildet der Ratshonipfah. Wohl sehr fruchtbar, aber noch wenig angebaut, bildet das Amfelfeld trotzdem den Mittelpunkt des kulturellen Lebens, es ist für Handel und Verkehr im mittleren Serbien ebenso bedeutungsvoll wie Belgrad und der Donauweg im Norden des Landes. Die Eisenbahn von Uesküb führt nach Mitrovika, der bedeutendsten Stadt des Amfelfeldes. Pristina ist der Mittelpunkt des Handels, von dem aus im Tale der Sepenica eine Straße und die bereits genannte Eisenbahn südlich nach Mazedonien führen, die durch den Engpaß von Koranik bei Uesküb in das Vardaratal münden. Im breiten Flußbett des Ibar führt ein Saumpfad zur westlichen Morava nach Kraljevo, während eine westwärts gerichtete Verbindungsstraße ihren Weg über die ebenfalls schon in den beiden vorherigen Balkankriegen oft genannte Stadt Prisrend nach Albanien nimmt. Weitere bedeutende Städte sind noch Ipek und Djakowa. Die Bevölkerung besteht meist aus Albanern, welche seit mehr als zwei Jahrhunderten die ehemals hier sesshaften Serben immer mehr verdrängt oder sich durch Heiraten mit ihnen verschmolzen haben. . . . Das Amfelfeld ist ein Platz von großer historischer Bedeutung. Hier war es, wo sich die Fürsten von Bosnien, Bulgarien und Serbien unter der Führung des letzten Serbengajen Lazar im Kampfe gegen den Türken Murad I. am 15. Juni 1389 zusammenfanden, in dem sowohl Lazar als Murad den Tod auf dem Schlachtfelde starben. Die Freiheit und Unabhängigkeit der Serben ward damit vernichtet. Erst Johannes Hunyadi gab 1428 dem Serben Brankovios seine Freiheit und Unabhängigkeit wieder, nachdem er im Jahre vorher der Übermacht Murads II. hatte weichen und Teile Serbiens dem Sultan versprechen müssen. Aber Brankovios lohnnte die Hilfe, die ihm Hunyadi geleistet, schlecht und schon damals zeigte sich der verräterische Zug im serbischen Charakter aufs widerwärtigste. Als Johannes Hunyadi 20 Jahre später gegen diesen zweiten Murad zog, da vereinigte sich Brankovios mit diesem. Johannes Hunyadi ward in der mörderischen Schlacht vom 17. bis 19. Oktober 1448 besiegt und auf der Flucht von Georg Brankovios gefangen genommen. Nach dem zweiten Balkankrieg vor zwei Jahren gelangte bekanntlich auch die bisherige türkische Provinz des Amfelfeldes in den Besitz der Serben. Nun stehen diese ihren Feinden abermals auf derselben Stelle gegenüber, wie schon vor Jahrhunderten. Zum dritten oder vierten Male wird sich der Boden rot mit dem Blute der Gefallenen färben, aber der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Wie damals vor mehr als 500 Jahren werden die Serben auch jetzt wieder unterliegen müssen, freilich in einer Schlacht, in der ihre ehemaligen Verbündeten als ihre Gegner auftraten.